

Was haben Sie denn gemacht?

Das letzte Mal, dass ich jemanden geschlagen habe, war im College. Dafür bin ich fast exmatriculiert worden. Ich wollte in eine der Studentenverbindungen aufgenommen werden. Man muss dazu wissen, dass Studentenverbindungen in den USA hoch angesehene elitäre Clubs sind, in denen viele Studenten Mitglied sein möchten. Da bewarben sich 50 Studenten, und nur fünf wurden aufgenommen. An dem Tag bevor wir uns da vorstellen sollten, erzählt mir mein bester Freund, dass einer der älteren Studenten, der ein einflussreiches Mitglied der Verbindung war, gesagt hätte, Juden könnten nicht in die Studentenverbindungen aufgenommen werden. Genau dieser ältere Student hatte das Pech, im Studentenwohnheim das Zimmer neben mir zu bewohnen. Eines Abends hatte er seine Stereoanlage ziemlich aufgedreht, während ich am Schreibtisch saß. Ich ging rüber zu ihm, habe ihm – nicht besonders gewaltfrei – gesagt, dass er verdammt noch mal die Musik leiser drehen soll und dann, ich weiß gar nicht mehr, ob er noch irgendwas gesagt hat, jedenfalls hab ich ihn zusammengeschlagen. Ich habe keine Probleme nachzuvollziehen, wie jemand sich fühlt, der einen anderen schlägt oder umbringen will.

Es war vielleicht nicht die beste Strategie, ihn zusammenzuschlagen. Aber immerhin waren die Äußerungen dieses Mitstudenten antisemitisch.

Ja, wir nennen einen Menschen antisemitisch oder rassistisch, aber was haben wir davon? Dann bewegen wir uns doch in den gleichen Denkmustern wie er. Wenn ich heute über diesen Mann nachdenke, dann sehe ich ihn als Mitglied einer bestimmten Gesellschaftsschicht, in der er eine entsprechende sozio-kulturelle Prägung bekommen hat. Deshalb ist er noch lange nicht böse. Ich würde ihn nie als Rassistin oder Antisemiten bezeichnen, weil ich dann den Menschen aus den Augen verliere und ihn in eine Schublade stecke. Die Ironie an der Sache ist ja, dass ich dann mit ihm in dem Moment genau das mache, was er mit Leuten macht, die jüdisch sind.

Im Herzen des Feindes

„Jenseits von Richtig und Falsch liegt ein Ort...“

Sie haben gesagt, dass Sie viele Jahre Ihres Lebens Wut und Ärger mit sich herumgetragen haben und auch gewalttätig waren –

Ja, es gibt viele Beispiele in meiner eigenen Biografie. Weil ich mich früher selber mit anderen geprügelt habe, fällt es mir leicht, mich in Menschen hineinzuversetzen, die gewalttätig sind.

Ist es nicht wichtig, bei Diskriminierung oder Ungerechtigkeit eine unterschiedene Position einzunehmen?

Nehmen wir mal als Beispiel die Frauenbewegung. Sie war erfolgreich, weil sie die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen klar benannt und Forderungen gestellt hat.

Und genau damit hat sie einen Teil ihres Potenzials verschenkt. Die Frauenbewegung hat sich intern zerrieben. Die Frauen, die gegen Männer mobil machten, haben sich gegen die Frauen gestellt, die die Männer nicht einfach als unverbesserliche Arschlöcher abstempeln wollten. Die Lager waren gespalten in diejenigen, die gesehen haben, dass die Männer Produkte unserer Erzielung sind, so wie die Frauen auch, und diejenigen, die hauptsächlich während waren. Wut signalisiert uns zwar: Da kommt ein wichtiges Bedürfnis zu kurz. Zum anderen ist Wut ein untrügliches Signal dafür, dass wir mit dieser Art von Denken auf dem besten Wege sind, unser Bedürfnis nicht erfüllt zu bekommen.

Aber das ist ein Phänomen bei fast allen politischen Bewegungen. Es gibt die Anti-Leute, die fühlen sich gut in der Wir-Gruppe, demonstrieren gerne gegen die andere Seite und nennen ihre Gegner Schweine.

Und es gibt die andern, die auf gewaltfreie Weise die Strukturen ändern wollen, und deren Engagement halte ich für sehr viel erfolgreicher.

Aber was ist mit Situationen, in denen es keine andere Wahl gibt als Gewalt anzuwenden? Ich meine, würden Sie zusehen, wenn in einem totalitären Staat soziale, ethnische oder politische Unterdrückung stattfindet, und nichts tun?

Wenn es darum geht, entweder mit Gewalt zu reagieren oder gar nichts zu tun, dann würde ich es halten wie Gandhi, der gesagt hat: Sollte ich jemals nur zwei Alternativen sehen: Passivität oder Gewalt, dann würde ich Gewalt wählen. Sich zurücklehnen und einer Regierung zuzusehen, die verbrecherisch ist, das trägt bestimmt mehr zur Gewalt bei als Gegen Gewalt auszuüben. Oder mindestens genauso viel. Tatenlos darf man nicht bleiben – nicht bei einem, der schwere Verbrechen begeht, so wie Hitler. Aber auch nicht bei einem Krieg, wie Bush ihn angezettelt hat.

Das kann wiederum als Ausrede für alles benutzt werden. Auch Bush, den Sie ja kritisieren, würde sagen: Wie gerne würden wir keine Gewalt anwenden, aber wir können unmöglich tatenlos zusehen, wie Terroristen die Welt in Angst und Schrecken versetzen.

Gandhi hat gesagt, dass Gewaltanwendung für ihn der letzte Ausweg ist, wenn wir wirklich nur diese zwei Alternativen sehen: dem Terror zusehen oder einschreiten. Doch er war davon überzeugt, dass es andere Herangehensweisen gibt, die sehr viel wirkungsvoller sind. Es gibt einen dritten Weg, der machtvoller ist und mit dem man mehr erreicht als mit den beiden ersten Optionen. Gandhi sah es ungern, wenn man ihm nachsagte, er predige die absolute Gewaltfreiheit. Wussten Sie, dass das Wort Gewaltfreiheit gar nicht seine Erfindung war? Man wusste einfach nicht, wie man seine Worte „Ahimsa“ und „Satyagraha“¹⁰ übersetzen sollte. Als Gandhis Ideen im Westen populär wurden, war plötzlich von Gewaltfreiheit die Rede, weil keinem eine stimmige Formulierung für diese wunderbaren Worte eingefallen ist. Gandhi meinte damit die Macht, die anfängt zu wachsen, wenn Menschen sich umeinander sorgen. Er hatte die gleiche Vision, die Rumi¹¹ in seinem Gedicht beschreibt: „Jenseits von Richtig und Falsch liegt ein Ort, dort treffen wir uns.“ Genau diesen Ort hat Gandhi gemeint, weil er wusste, dass wir stärker sind, wenn wir von diesem Ort kommen. Er hat immer gesagt: Ich bin machtunwürdig, ich möchte Dinge ändern. Aber für ihn gab es keine bösen Menschen. Er hat daran geglaubt, dass der Wandel in dem Moment beginnt, in dem wir die Schönheit dieser Vision sehen können.

Gibt es Ihrer Meinung nach so etwas wie einen gerechten Krieg?

Nein. Wenn ich die militärischen Interventionen der USA kritisiere, dann sagen vieler: „Was hätten Sie denn getan, als Pearl Harbour bombardiert wurde?“ Ich sage dann: „Wenn’s so weit gekommen ist, dann sind die Möglichkeiten tatsächlich ziemlich limitiert, aber wie wär’s mit einer anderen Politik zwei Jahre vor der Bombardierung?“

Als ich Konflikttraining mit der israelischen Polizei gemacht habe, haben die Polizisten mich gefragt: „Was haben wir denn noch für Alternativen, wenn jemand auf uns schießt?“ Ich habe vorge-

schlagen: „Lassen Sie uns mal die letzten fünf Male anschauen, in denen jemand auf Sie geschossen hat. Hat die Person in allen fünf Situationen bereits geschossen, als Sie am Ort des Geschehens ankamen?“ Nein, nicht in einer der fünf Situationen. Jedes Mal hatte ein Wortwechsel stattgefunden, bevor es zur Schießerei kam. Die Polizisten haben dann den Wortwechsel für mich rekonstruiert, und als ich hörte, was da so gesagt wurde, war es für mich überhaupt kein Wunder, dass es zur Schießerei gekommen war. Was ich damit sagen will: An dem Punkt, an dem bombardiert wird, gibt es nicht mehr viele Optionen, obwohl ich glaube, dass es selbst damals, als Pearl Harbour bombardiert wurde, Möglichkeiten gegeben hätte, Tausende von Leben zu retten, wenn man andere Formen der Verhandlung gewählt hätte.

Nach solchen Alternativen wird meistens gar nicht gesucht, weil eine Grundüberzeugung im Wege steht, die da lautet: Es gibt böse Menschen, und wir sind die Guten, die die Welt vom Bösen retten. Nach diesem Schema haben die Vereinigten Staaten bisher alle Konflikte erklärt, in die sie sich eingemischt haben. Sie nennen das humanitäre Intervention, ich nenne es Wolfslöge. Die gleiche Ideologie transportiert auch der Treueschwur auf die amerikanische Flagge, den ich als Schulkind jeden Tag – mit der Hand auf dem Herzen – aufgesagt habe. Ich war immer so stolz darauf, Amerikaner zu sein und zu den Guten zu gehören. Heutzutage ist es nicht mehr so sehr die Schule, die diese Gehirnwäsche besorgt, sondern die Medien. Was vor achtzig Jahren die Kirche, die Schule und die Familie geleistet haben, das macht das Fernsehen jetzt viel subtiler. Vor allem ist der Einfluss insgesamt heute viel massiver. Die Kids von heute gehen vielleicht nicht mehr in die Kirche, aber sie gehen in die Schule *und* dann schauen sie zusätzlich – so belegt eine amerikanische Studie – noch durchschnittlich fünf Stunden am Tag fern.¹² Und was sie da lernen ist: wenn die guten Mächte die bösen Mächte besiegen, das ist das höchste der Gefühle. Dann ist die Welt, in der wir leben, eine gute Welt. Bis sie Teenager sind, haben Jugendlichen in den Vereinigten Staaten in der Regel 30 000 Kämpfe und Morde gesehen, die von den „Guten“ ausgeführt werden. Was macht das mit dem Bewusstsein junger Menschen?

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, reproduziert unser moralisches Wertesystem Gewalt, indem es sie bekämpft. Es gibt also einen Zusammenhang zwischen dem, was Kinder über den guten Helden lernen, der das Böse besiegt, und der Tatsache, dass Kinder von ihren Eltern geschlagen werden.

Ja, und mir machen nicht die einzelnen Menschen Angst, sondern gesellschaftliche Strukturen, die Indoktrination, die dieses Denken von den Guten und den Bösen hervorbringt. Ich meine, 80 Prozent der Amerikaner sind für die Prügelstrafe bei Kindern. Genauso viele betätigen die Todesstrafe.

Die Frage ist demnach also, ob es überhaupt sinnvoll ist, von Gut und Böse zu sprechen.

Ich denke, es wäre angemessener und wahrhaftiger, wenn wir diese statischen Termini nicht benutzen würden, sondern eine Sprache des Lebens. Wenn ich zum Beispiel über einen Elternteil, das sein Kind schlägt, sage, dass der Vater oder die Mutter „böse“ ist und etwas Falsches und Schlechtes macht, dann habe ich einfach keine sehr effektive Form gefunden, das zu kommunizieren, worum es mir geht. Also sage ich lieber: „Ich mache mir Sorgen darüber, was es mit Ihrem Kind macht, wenn Sie so mit ihm umgehen. Ich will nicht, dass dem Kind etwas passiert, ich will, dass es sicher ist. Deshalb möchte ich, dass Sie einen anderen Weg finden, Ihr Kind zu erziehen.“ Ich versuche, einfach ehrlich gegenüber demjenigen zu sein, der sich so verhält, aber ich verurteile ihn nicht. Wenn ich sage, dass mich das unglücklich macht, wenn ich sehe, wie jemand sein Kind schlägt, dann bewerte ich sein Verhalten, aber ich tue es in Bezug auf meine Bedürfnisse. Das meine ich mit „Sprache des Lebens“. Ich sage ja nicht: „Macht doch, was ihr wollt.“ Leider verstehen genau das viele Leute, und es bringt sie furchbar gegen mich auf. Die heftigste Aggression, die ich je gegen mich erlebt habe, kam nicht etwa von Leuten in Ruanda oder Palästina, sondern von Eltern und Lehrern in den USA, denen ich Alternativen zum Bestrafen von Kindern vorgeschlagen habe. Ich dachte, gleich steinigen sie mich. In deren Ohren habe ich Anarchie gepredigt, und sie haben entsprechend reagiert: „Leute wie Sie sind doch schuld an den ganzen Problemen. Es gibt nur deshalb so viel Kriminalität, weil jeder

denkt, er kann machen, was er will. Ihre Ideen sind gefährlich.“ Und sie sagen das, weil sie mich sagen hören: „Es ist okay zu töten, es ist okay zu vergewaltigen, lasst uns niemanden bestrafen, sondern jenen einfach gewähren.“

Was ich sagen will: Viele der Menschen, die wir gemein oder böse nennen, die finden keinen anderen Weg, mit ihren Bedürfnisse umzugehen. Wenn jemand sein Kind disziplinieren will, indem er es schlägt, denkt er, er müsse das tun. Viele sagen zum Beispiel, sie wollten doch nur, dass ihr Kind ihnen endlich mal zuhört und dass aus ihrem Kind mal ein ordentlicher Mensch wird. Verstehen Sie? Für die ist das wie ein „humanitärer Eingriff“. Egal wie Menschen es ausdrücken, böse sind sie alle nicht. Wenn ich den Menschen, die so denken und kommunizieren unbedingt einen Stempel aufdrücken wollte, dann würde ich sagen, sie sind in evolutionärer Hinsicht unterentwickelt. Sie haben ihr Potenzial als menschliche Wesen noch nicht voll entfaltet und wissen nicht, wie sie ihre Bedürfnisse erfolgreich und sinnvoll erfüllen können. Sie können es nur auf Kosten der Bedürfnisse anderer tun, und das ist letztendlich für alle Beteiligten unbefriedigend. Aber es gibt immer gute Gründe dafür, weshalb Menschen destruktive Dinge tun.

Es gibt immer gute Gründe? Auch für jemanden wie – nehmen mal wir ein extremes Beispiel – Hitler?

Als ich diese Arbeit der Gewaltfreien Kommunikation begonnen habe, wusste ich, ich würde dieser Arbeit nicht trauen können, wenn sich ihre Grundsätze nicht auch auf Hitler anwenden ließen. Ich dachte, die Methode ist nur etwas wert, wenn ich auch für Hitler Verständnis und Empathie würde aufbringen können. Deshalb habe ich alles über Hitler gelesen, was ich finden konnte. Ich wollte verstehen, was in diesem Mann vorging. Ich bin ihm dabei sehr nahe gekommen, und inzwischen habe ich fast den Eindruck, ich kenne ihn. Ich kann sehen, dass er ein Mensch war. Und das war letztlich gar nicht so schwierig. Ich wundere mich nicht, dass er so geworden ist, wenn ich mir das Umfeld anschau, in dem er groß geworden ist. Die Indoktrination, mit der er aufgewachsen ist und die, mit der ich aufgewachsen bin, liegen übrigens gar nicht so weit voneinander weg. Hitler hat gelernt, dass Juden schlechte Menschen sind, und mir ist

eingemipft worden, dass die meisten Menschen um mich herum keine Juden mögen und deshalb schlechte Menschen sind. Und deshalb waren Nicht-Juden grundsätzlich böse. Mit anderen Worten: Mir wurde eine ähnliche Denkweise vermittelt wie Hitler – der Unterschied lag nur in der Identifikation der Bösen.

Selbst wenn man in der Denkweise Parallelen finden mag, dann gab es doch auf jeden Fall einen gravierenden Unterschied im Handeln –

Aus seiner Sicht hat Hitler überhaupt nichts Schlimmes getan, sondern er hat heldenhaft dafür gesorgt, dass die Welt von „Ungezielter“ befreit wird. Auch die Amerikaner haben sich bei militärischen Interventionen einer Sprache bedient, die – ähnlich wie die der Nazis – entmenslichend ist. Sie haben zwar nie von „Ungezielter“ gesprochen, so wie Hitler, der die Juden als „Ungezielter“ bezeichnet hat. Aber Robert Lifton, ein Psychologe an der Yale University, hat das US-Militär unter die Lupe genommen und untersucht, wie die Männer etwa darauf vorbereitet wurden, Orte in Vietnam zu bombardieren. Er zeigt, wie die Militäroffiziere gegenüber den Rekruten nie von Menschen gesprochen haben, sondern immer von „den Schlitzaugen“. Und dann zeigt Lifton, wie die US-Armee inzwischen technisch so ausgefeilt geworden ist, dass sie gar nicht mehr von „Schlitzaugen“ oder so etwas sprechen müssen, sondern einfach Kommandos wie dieses geben können: „Männer, unser Ziel heute ist es, die kleinen Punkte auf dem südwestlichen Abschnitt des Radarschirms zu eliminieren!“ Hier wird also nicht einmal mehr von „Ungezielter“ gesprochen, sondern von Punkten auf einem Bildschirm. Das heißt, hier ist die Verwandlung von Menschen auf einem Bildschirm. Das heißt, hier ist die Verwandlung von Menschen in Dinge noch weiter fortgeschritten, und es fällt noch viel leichter, sie zu vernichten.

Die Strategie der Nazis und die der Amerikaner nebeneinander zu stellen, finde ich nicht unproblematisch, weil Vergleiche wie der zwischen Bush und Hitler oft herangezogen werden, um die Verbrechen der Nazis zu relativieren und zu verharmlosen.

Ich denke, für Sie als Jude und Amerikaner gehen für dieses Thema andere Spielregeln. Wenn Sie das als deutscher Politiker sagen würden, da wären sie schnell ihren Job los. Für Deutsche ist das eins der explosivsten Themen, die es gibt.

Ich weiß, wie schwer das für die Deutschen ist. Seit ich auch in Deutschland arbeite, bin ich immer wieder mit den massiven Schuldgefühlen der Deutschen konfrontiert worden. In jedem Workshop kommt dieser Schmerz zur Sprache, den so viele Menschen spüren, in deren Familien Nazis waren. Und ich muss mir jedes Mal auf die Zunge beißen, um nicht zu sagen: „Aber warum fühlt Ihr Euch denn dafür schuldig? Ihr wart doch nicht mal dabei!“ Aber es reicht, dass ihre Vorfahren dabei waren. Es reicht ihnen oft sogar, dass sie Deutsche sind, um sich schuldig zu fühlen.

Gibt es nicht auch eine Art von historischer Schuld?

Ich wünschte die Deutschen könnten das, was passiert ist, betrauern. Aber Schuld? Wissen Sie, Schuldgefühle führen dazu, dass die Menschen denken, sie seien nicht in Ordnung so, wie sie sind – und das hilft niemandem. Aber ich wünschte, sie könnten Traurigkeit spüren, Traurigkeit und Trauer über das, was sie, bzw. ihre Vorfahren, getan haben.

Das erinnert an Margarete und Alexander Mischlerichs These von der „Urfähigkeit zu trauern.“

Ja, und wo hätten die Menschen es denn lernen sollen? Die Kirche bringt einem schließlich bei, dass Sünden bestraft werden – mit ewigen Höllenqualen oder einem schlechten Gewissen. Jahrhundertlang haben sie dafür gesorgt, dass die Menschen sich sündig und schuldig fühlen. Wie soll man denn da trauern? Schuld und Sühne sind meilenweit entfernt von Trauer. Um zu trauern, bedarf es einer echten Liebe zum Leben. Man empfindet tiefe Traurigkeit darüber, dass man mit dem, was man getan hat, nicht zum Leben beigetragen hat. Wenn du mit dieser göttlichen lebensbejahenden Energie verbunden bist, aber nicht in ihrem Sinne handelst, dann ruft dein Handeln Schmerz hervor. Dafür wirst du dich aber nicht lassen, sondern du wirst trauern: „Wie traurig! Ich bin so traurig! Ich hätte so gerne anders gehandelt“, nicht: Ich hätte anders handeln sollen. Trauer und Schuld unterscheiden sich voneinander wie Tag und Nacht.

Ich schätze, bevor das möglich ist, brauchen die Deutschen noch viel Empathie.

Ja, da ist immer noch soviel Schmerz. Darüber was passiert ist, aber auch darüber, dass die Deutschen immer wieder als Täter gesehen werden und nicht als ein Volk, das Leben und Schönheit hervorbringt. Ich habe schon so viel Empathie gegeben für diese unendlichen Scham- und Schuldgefühle, die auf so vielen deutschen Menschen lasten.

Wie hört sich das an?

„Du hast dein Leben lang mit diesen furchtbaren Bildern gelebt, und du kämpfst immer wieder mit der Verzweiflung darüber, dass so etwas in deinem Land passieren konnte?“

Ich versetze mich mal in diese Person, was mir nicht schwer fällt. Ich würde daraufhin sagen: „Ja. Das schlimmste ist, dass es nicht einfach nur in diesem Land passiert ist, sondern dass es Deutsche waren, die es getan haben und andere, die es geluldet haben.“

„Wenn du siehst, was Menschen in deinem Land getan haben und wenn du siehst, was für ein unermessliches Leid dadurch entstanden ist, dann würdest du dir einfach so sehr wünschen, dass sie andere Wege gefunden hätten, um das bekommen, was sie wollten und brauchen.“

„Ja. Und da wir aber diese Geschichte haben, müssen wir mit der Verantwortung leben.“

„Ja. Dir ist es wichtig, zu sehen, dass die Deutschen Verantwortung übernehmen angesichts dessen, was in ihrem Land passiert ist, und du willst dich auf keinen Fall in irgendeiner Weise dieser Verantwortung entziehen.“

„Ja. Und dann ist es unmöglich, Hitler mit anderen Staatsführern totalitärer Regime zu vergleichen. Das was unter Hitler passiert ist, die Vernichtungsmaschinerie der Nazis, das ist einfach nicht vergleichbar.“

„Du willst, dass ich deinen Schmerz verstehe. Das, was Hitler fähig war zu tun, ist für dich jenseits des Vorstellbaren, es ist einfach so furchtbar. Allein, sich das vorzustellen, ist schon ein Alptraum. Und zu wissen, dass der Holocaust tatsächlich stattgefunden hat in diesem Land, löst bei dir einen Schmerz aus, der kaum auszuhalten ist.“

„Ja, genau.“

Ich kann deutlich spüren, dass es genau dieser Schmerz ist, der eben weil er so unerträglich ist – für viele Deutsche das Thema Nationalsozialismus und Shoa in dieser unlösbaren Verstrickung gefangen hält und ein Trauern unmöglich macht. Sodass die einen – mal grob vereinfacht – sagen, lasst uns endlich mit diesem Thema in Ruhe, wir wollen uns nicht ewig schuldig fühlen, und die anderen: Wir dürfen keinen Moment vergessen, was wir Deutschen getan haben, und wir müssen aufpassen, dass es nicht wieder passiert. Und die meisten haben wahrscheinlich beide Stimmen in sich.

Ja und ich kann das gut nachvollziehen. Ich habe unendlich viel Empathie gebraucht, um mich diesem Thema überhaupt zu nähern und um selber zuhören zu können, wenn Menschen über ihre Schmerzen sprechen, die sie in Verbindung damit haben. Aber bevor wir das nicht können – einander empathisch zuhören, egal was der andere getan hat –, bin ich nicht sicher, ob wir verhindern können, dass es wieder passiert. Und es bringt nichts, Hitler zu pathologisieren; es geht gar nicht nur um Hitler, ich wünsche, es wäre so einfach, denn er hat Millionen von Menschen erreicht, mit dem, was er gesagt und getan hat. Und Gewalt, Krieg und Vernichtung passieren immer noch, täglich, auf völlig andere Weise und mit anderen Mitteln, aber es macht mir unglaublich Angst. Wenn wir wirklich etwas an der Fortsetzung von Gewalt in der Welt ändern wollen, dann kommen wir nicht umhin, auch den Tätern Einflügelung zu geben dafür, was in ihnen lebendig war, als sie das taten, was sie getan haben. Ich glaube wirklich, dass wir erst dann fähig sein werden, erfolgreich Frieden zu schaffen.

Aber das ist ein langer, oft schwieriger Prozess. Das habe ich während des ersten Golfkriegs am eigenen Leib erfahren. Als Saddam Hussein gerade Israel bombardierte, leitete ich dort einen Workshop. Alle redeten die ganze Zeit davon, was für ein Monster Hussein sei, und ich wollte, dass sie damit aufhören, weil das keine Lösung ist. Ich dachte, es wäre eine gute Idee, ihnen eine Übung vorzuschlagen, in der wir Saddam Hussein Empathie geben. Aber ich hatte einen schlechten Zeitpunkt erwischt. Die Angst war einfach zu groß. Einer der Teilnehmer, ein lebenswerter und einflussreicher Mann, der für mich ein wichtiger Kontakt war und sich bis

dahin immer vor Ort für meine Arbeit eingesetzt hatte, war vollkommen entsetzt über meinen Vorschlag, und es dauerte ein Jahr, bis ich unser Verhältnis wieder bereinigen konnte, und das ging erst, als ich ihm die Empathie gegeben hatte, die er brauchte. Und er brauchte viel Empathie. Da habe ich wirklich etwas dazugelernt. Seitdem betone ich immer: Erst Einfühlung, dann Belehrung! Bevor ein Mensch nicht die Empathie bekommt, die er braucht, besonders dann, wenn er Angst hat oder verletzt worden ist, ist er nicht bereit, sich in seinen Gegner einzufühlen.

Gibt es – gerade in politischen Kontexten – nicht auch manchmal Schwierigkeiten, überhaupt an die Leute heranzukommen? Was machen Sie, wenn Menschen oder Gruppen gar nicht mit Ihnen reden wollen? Was würden Sie zum Beispiel tun, wenn Sie mit einer deutschen Neonazi-Kameradschaft arbeiten wollten und die aber sagen: Mit dem Juden reden wir nicht.

Wenn jemand nicht mit mir reden will, dann arbeite ich daran, Zugang zu ihm zu bekommen. Egal, was jemand für eine Ideologie vertritt, wir haben alle die gleichen Bedürfnisse. Zum Beispiel das Bedürfnis, verstanden zu werden. Neonazi-Kameradschaften sind ja deshalb so machtvoll, weil sich die Mitglieder gegenseitig Empathie für ihre Wut geben und sie einen Ort angeboten bekommen, an dem ihr Schmerz verstanden wird. In diesen Bedürfnis sind wir alle gleich. Unterschiedlich sind nur unser Denken und die Strategien, mit denen wir gelernt haben, unsere Bedürfnisse zu erfüllen. Wenn ich mit Gruppen zu tun habe, zu denen ich schwer Zugang bekomme – und das passiert mir sehr oft, und es sind nicht nur Rechtsextreme –, dann suche ich nach Einzelnen, die ein bisschen offener sind. Es gibt immer, in jeder noch so extremistischen Gruppe, Menschen, die man erreichen kann. Und wenn ich zu diesen Einzelnen einen Draht bekomme, und wenn sie merken, dass das, was ich anbiete, ihnen etwas bringt, dann helfen sie mir, Kontakt zum Rest der Gruppe herzustellen.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Als ich mal in einer Kirchengemeinde in einem Schwarzenviertel in St. Louis die Gewaltfreie Kommunikation vorgestellt habe, da tauchte plötzlich der Anführer einer schwarzen Gang aus diesem Viertel auf. Er platzte einfach mitten in den Workshop rein. Er musste mitbekommen haben, dass ein Weißer in

seinem Revier aufgetaucht war und wollte sich das mal angucken. Er setzte sich, ohne zu fragen, dazu und startete mich die ganze Zeit an. Und irgendwann sagte er dann: „Weißt du, wie du den Schwarzen hier in der Gegend helfen kannst? Gib ihnen dein Geld, damit sie sich Knarren kaufen und Leute wie dich umlegen können.“ Das hat mich erstmal ein bisschen aus dem Konzept gebracht, und ich habe für einen Moment vergessen, was ich der Gruppe gerade gepredigt hatte. Ich habe gesagt: „Was haben Sie eigentlich hier zu suchen? Bitte lassen Sie uns in Ruhe arbeiten.“ Aber das hat ihn erst so richtig in Fahrt gebracht. Wir haben beide einen auf Wolf gemacht und das ging so eine Weile hin und her. Bis ich tief Luft geholt habe und versucht habe, empathisch zu hören, worum es ihm ging: „Sind Sie wütend darüber, dass ein Weißer einfach daherkommt und den Schwarzen erklären will, wie sie miteinander reden sollen? Wollen Sie, dass ich Ihre Art, mit Konflikten umzugehen, respektiere?“ Da hat er mich völlig überrascht angeschaut und dann gesagt: „Sie haben es begriffen, Mann!“ Und dann setzte er sich wieder hin und sagte nichts mehr. Als die Veranstaltung zu Ende war – es war inzwischen dunkel draußen –, ging ich zurück zu meinem Wagen und merkte plötzlich, dass er mir hinterherlief. Und da dachte ich: Oh, oh, jetzt ist Ärger angesagt. Ich fing an schneller zu gehen, aber je schneller ich lief, desto schneller kam er hinterher.

Und dann rief er: „Rosenberg!“ – und ich dachte schon: Scheiße, was mache ich jetzt? Ich habe mich umgedreht: „Was ist?!“ „Hast Du 'ne Karre?! Nimm mich 'n Stück mit!“ Also ist er in meinen Wagen gestiegen und sagte als Erster: „Sag mal, was hast du eigentlich da drin mit mir gemacht?“ „Was meinen Sie genau?“, hab' ich ihn gefragt, aber es war klar: Er meinte genau den Punkt, an dem ich ihm Empathie gegeben hatte. Und dann sagte er etwas, das ich nie vergessen werde: „Dieses Zeug, was du da machst, ich will wissen, wie das geht, damit ich es den Zulus beibringen kann.“ „Zulus 1200“, das war der Name seiner Gang. „Wie bitter?“, Verstehst du nicht: Wir haben doch eh keine Chance gegen euch, selbst mit Waffen nicht, wir müssen uns was anderes einfallen lassen.“ In dem Moment habe ich sekundenschnell eine Entscheidung getroffen. Ich hab zu ihm gesagt: „Pass auf, wir machen einen Deal: Ich zeig' dir, wie du das Zeug den Zulus beibringen kannst, und du kommst am

Donnerstag mit nach Washington D.C. und hilfst mir, den Lehrern dort zu erklären, warum die schwarzen Kids die Schule anzünden.“ Da hat er gelacht und gesagt: „Hey Mann, ich hab' null Bildung.“ „Da hab' ich zu ihm gesagt: „Also, ehrlich gesagt, wenn du von dem Wortwechsel, den wir vorhin in der Kirche hatten, schon soviel kapiert hast, dann hast du vielleicht keine Schulbildung, aber du hast eine Menge Wissen.“ Und dann ist er wirklich am Donnerstag mit mir nach Washington gefahren und hat den weißen Lehrern ganz wunderbar erklärt, warum die schwarzen Kids Widerstand leisten.

Er hat ihnen einfach erklärt, wie es ist, wenn man keinen Respekt von anderen bekommt. Und sie haben ihn ziemlich gut verstanden. Damals kannte er zwar den Prozess der Gewaltfreien Kommunikation noch nicht, aber auf seine Art hat er sich sehr verständlich gemacht. Das war zu einer Zeit, als es in den USA große Konflikte zwischen Schwarzen und Weißen gab. Die Regierung in Washington hat mich damals beauftragt, an vielen sozialen Brennpunkten in den Südstaaten Konflikte zu vermitteln, und ich bin immer mit ihm – sein Name ist Al Chapalle – und einigen andern von den „Zulus“ hingefahren. Die haben dann mit den Schwarzen gearbeitet, während ich die Weißen in die Methode eingeführt habe, und dann haben wir beide Gruppen zusammengebracht. In den nächsten dreizehn Jahren haben wir sehr viel zusammen gearbeitet. Von ihm habe ich gelernt, wie man Gewaltfreie Kommunikation so übersetzt, dass Straßengangs sie akzeptieren. Es war schon ein Wunder, dass sich das so ergeben hat. Es ist nicht immer so einfach.